



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland**

**Krieg von Hochfelden, Georg Heinrich**

**Stuttgart, 1859**

Burgen aus der Zeit der sächsischen Kaiser

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62246](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62246)

dert in sicilischen, apulischen und toskanischen Aufzeichnungen erscheinen, dergleichen auch die Atalaiiae in Spanien und Portugal. So finden wir denn auch das Wort „Girones,“ bisweilen auch Zirones, zur Bezeichnung eines innern Abschnittes in den Aufzeichnungen aus dem Ende des XIII. und dem Anfange des XIV. Jahrhunderts wohl einem arabischen nachgebildet. Ebenso brachten die Normannen schon im XI. Jahrhundert mit ihren eigenthümlichen Wohnburgen auch deren Namen Dunjoni und jenen der oft künstlich isolirten oder angeschütteten Erdhügel (Mottae), nach Unteritalien. Obgleich diese gesammte Terminologie grossentheils einer viel spätern Zeit als der ottonischen angehört, halten wir es dennoch für angemessen, sie ein für allemal hier zu erledigen, denn solche technische Ausdrücke auf Gegenstände die ihnen nicht zukommen angewendet, tragen nur dazu bei, die Verwirrung zu mehren.

Burgen aus der Zeit der sächsischen Kaiser.

Wie die Baukunst überhaupt, so erhob sich denn auch der Burgenbau, im eben entwickelten Sinne, zuvörderst in den sächsischen Landen. Neben den Burgen Wettin, Barby, Wurtzen, Rochlitz, Giebichenstein, Grimmlerleben, Treben, Möckern u. s. w. tauchen nach und nach auch im übrigen Deutschland urkundlich immer mehr Burgen auf, wie z. B. Rhäzius an der Churer Strasse, Kyburg, Hohenbregenz gegen das Ende des X. Jahrhunderts: Dillingen im Jahr 955; Nellenburg im Jahr 991; Kumburg im Jahr 994, die wir vor vielen andern nur deshalb hier anführen, weil die darauf bezüglichen urkundlichen Aufzeichnungen uns gerade zur Hand sind. Alle (mit Ausnahme der ersten) sind zugleich auch die Namen der Grafengeschlechter, welchen sie angehörten.

Ob die noch übrigen Reste einer Burg aus dem Ende des X. oder dem Anfange des XI. Jahrhunderts herrühren, ist in der Regel nicht nachzuweisen, denn in jeder stetigen Entwicklung macht die Jahrszahl keineswegs einen Strich oder Absatz. Selbst die Urkunden entscheiden nicht immer, weil oft ein alter Bau mittlerweile durch einen neuen ersetzt, oft auch die Urkunde erst lange Zeit nach Erbauung der Burg, deren sie erwähnt, ausgestellt wurde. Wenn wir eine und die andere Burg nach ihrer nähern Betrachtung dem X. Jahrhundert zuschreiben, so kann hier streng genommen nur von einer Vermuthung die Rede sein, die übrigens durch die historischen, wie durch die Terrainverhältnisse und die Technik, wohl als nicht unbegründet erscheinen dürfte.

Hohenrhätien (Kanton Graubünden) an der Strasse von Chur, zwischen ihren Verastungen nach dem Julier und Septimer, durch das Oberhalbsteiner- und nach dem Splügen und Bernhardin, durch das Schamser- und Rheinwald-Thal; eine der oben erwähnten Burgen deutschen Namens im romaun'schen Sprachgebiet.

Der kurze und felsige Ast des wildesten Hochgebirges, der vom Septimer aus in nördlicher Richtung sich zwischen die Thäler von Schams und Oberhalbstein hineinschiebt, endigt plötzlich in einer 600' hohen senkrechten Felswand, an deren Fusse der Hinterrhein sich durch die von ihr und den gegenüber stehenden Abstürzen des Pitz-Beverin gebildeten, sehr engen Scharte, aus dem Becken des Schamser in jenes des Domletschger-Thales windet. Oben am äussersten Saume jener senkrechten Felswand liegt die Burg Hohenrhätien. Höchst wahrscheinlich hat schon in der frühesten Zeit ein Weg durch diese Scharte in der kürzesten Richtung beide Thalbecken mit einander verbunden,<sup>1</sup> während ein bequemerer römischer Strassenast über den Heinzenberg die Scharte umging und oberhalb derselben, in's Schamser-, wie auch in's Rheinwaldbecken herabstieg. Im Jahr 1471 wurde der Weg durch die enge Scharte zu einer Strasse mit dem (wahrscheinlich ältern) Namen der Via mala erweitert, im Jahr 1826 aber zu einer der bequemsten und grossartigsten Alpenstrassen erhoben.

Das Terrain, auf dessen nördlichster Spitze die Burg liegt, hängt keineswegs mit dem übrigen Rücken zusammen, es wird vielmehr von demselben durch eine breite, grösstentheils mit Dammerde ausgefüllte Schlucht getrennt, die in östlicher Richtung sich gegen das Domletschger herabsenkt; durch diese Schlucht zieht der einzige Weg nach der Burg. Das auf diese Weise völlig isolirte und für eine kleinere Befestigungsanlage trefflich gewählte Terrain hat die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks von 120—130 Schritt Seitenlänge, dessen nördliche Spitze die oben erwähnte, 600' hohe, senkrechte Felsenwand, dessen gegen Süden gerichtete Grundlinie aber, die gegen Osten, anfänglich nur sanft hinabsteigende Schlucht bildet; daher ist diese am Rande der Schlucht hinziehende Grundlinie keineswegs horizontal, sondern etwas wenig gegen Osten geneigt. In ihrer ganzen Ausdehnung, somit auch an ihrem westlichen, gegen die oben erwähnte vielfach gekrümmte Scharte gerichteten Endpunkte, liegt sie tiefer als die nördliche Spitze des Dreiecks, zu welcher dessen ganzer mit einer dünnen Erdschichte bedeckter Flächenraum in sanften Wellen hinaufsteigt. Von den beiden Seiten des Dreiecks wird die nordwestliche durch die ununterbrochene Fortsetzung der hohen, senkrechten Felswand gebildet, und ist somit nicht nur unangreifbar, sondern völlig unnahbar; um einen Theil der nordöstlichen windet sich die nämliche Felswand, weiter gegen Süden verliert sie sich in das obere, steile und hin und wieder felsigte Gehänge der südlichen Schlucht. Daher ist denn auch diese Seite

<sup>1</sup> Es ist kaum glaublich, dass nicht schon in der frühesten Zeit ein rauherer Weg und Steg durch diese Schluchten geführt, zumal beim südlichen Eingang in die Via mala eine Kapelle gestanden, die dem h. Ambrosius geweiht, in der Volkssprache Sant Ambriesch, oder la Baselgia (Basilika) genannt wurde. Röder u. v. Tschärner, l. cit. p. 183.

des Dreieckes; wegen des steilen und felsigten Abfalles des vorliegenden Terrains, unangreifbar. Man sieht von hier aus die gleichfalls im romaun'schen Sprachgebiete des Domletschg, an der Churer Strasse gelegenen uralten Burgen Hohentrins und Rhäzüns. Der ganze, aus dichter Waldung emporsteigende, an seinen obern Halden und auf seinem gegen Südosten geneigten Gipfel, mit Triften geschmückte Berg, der seine milde Seite gegen das weite fruchtbare Thal des Domletschg, seine rauhe aber gegen die Kluft wendet, heisst im Munde des Volks der „Johannisberg,“ nach einer diesem Heiligen geweihten Kapelle, wie die Sage will der ältesten christlichen Kirche des Thales; eine Eigenschaft, die übrigens hier zu Lande beinahe jeder alten Kapelle beigelegt wird. Sie steht ausserhalb der südlichen Umfassung der Burg, und ist, gegenwärtig verfallen, in allen ihren noch übrigen Theilen, im XVI. oder XVII. Jahrhundert, somit erst lange nach der völligen Zerstörung der Burg, erbaut worden. Vielleicht war früher eine Kapelle dieses Namens im Innern derselben.

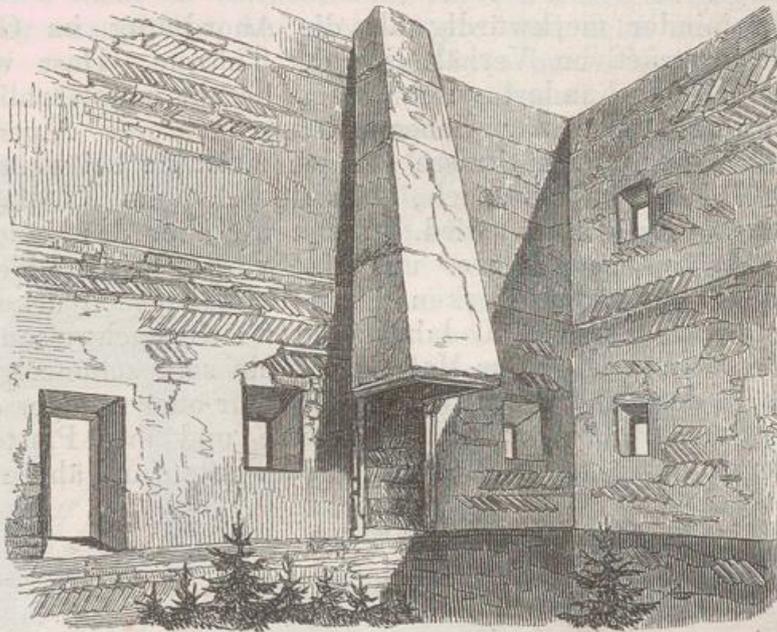
Auf einem Terrain wie diese Felskuppe, ist die Anordnung der Befestigungswerke durch die Natur vorgezeichnet, und so finden wir denn hier drei quadratische Thürme, an jedem Eckpunkte des Dreieckes einen. Jener an der Spitze ist als Reduit und Kernwerk der gesammten Anlage der grösste, er ist aussen gemessen 9,84 Metres lang und breit, die beiden andern auf den beiden Endpunkten der Grundlinie haben nur 8,10 Metr., zur Länge und Breite. Diese Grundlinie, die einzige Angriffsfront, wurde durch die vorliegende Schlucht und durch eine Ringmauer gebildet, von welcher sich über dem Boden nichts mehr erhalten hat; eine ähnliche zog wohl auch auf der nordöstlichen Seite hin, während für die nordwestliche, gegen die senkrecht abstürzende Kluft gerichtete, nur eine dünne Brustmauer genügte. Da der Weg durch die südliche, gegen Osten herabziehende Schlucht die einzige Verbindung mit der ganz isolirten Bergspitze bildete, so musste dieser, in ziemlicher Entfernung weiter abwärts, dort, wo sich hiezu eine geeignete Stelle bot, durch eine für diesen speciellen Zweck erbaute kleinere Burg, in der Art eines detachirten selbständigen Werkes, geschützt werden; eine Anordnung, die während des ganzen Mittelalters hin und wieder gefunden wird und auf die wir noch mehrmals zurückkommen. Eine solche kleinere Burg ist hier die Burg Ehrenfels, aus einem viereckigten Thurme, einem daran gelehnten Wohnhause und einer Ringmauer bestehend. Sie wurde schon früher zerstört und wiederhergestellt, wie es scheint am Ende des XIII. oder im Anfange des XIV. Jahrhunderts, und gehört somit nicht in den Kreis unserer speciellen Betrachtung. Aus dem Geschlecht ihrer Dienstmannen war im XII. Jahrhundert Egino Bischof zu Chur.

Die Anordnung der Burg Hohenrhätien zeigt uns die getreue Nachahmung jener alten römischen des Hofes zu Chur, denselben

dreieckigten, durch Terrainhindernisse geschützten Umzug der gesammten Anlage, dieselben quadratischen Thürme an den Ecken, und dieselbe, dort nur vermuthete hier aber wirklich nachzuweisende, innere Vertheidigung durch einenvor bereitetem Abschnitt; denn vor dem nördlichen Thurme, als dem Kernwerk, zieht in einem mittlern Abstände von etwa 35—40 Schritten eine, in flachem Bogen vortretende, Abschnittsmauer mit ihrem Graben von der westlichen Seite des Dreiecks zur östlichen, an beide sich anschliessend. Der ziemlich verschüttete Graben hat noch immer eine Tiefe von 8—10 Fuss, der Untersatz der Abschnittsmauer ist mit Schutt und Erde überdeckt. Im Innern des Abschnittes, an die Ostseite des Thurmes angelehnt, nicht in sie eingebunden, stehen noch, in spärlichen Ueberresten, die ganz roh, aus gewöhnlichem Bruchstein aufgeführten Mauern eines spätern, hart an den Felsenrand vortretenden Wohnhauses. Der Angriff auf diesen Abschnitt konnte erst nach Eroberung der beiden vorliegenden Thürme beginnen. Diese steigen, ohne Sockel und Untersatz, wie zwei mächtige viereckigte Pfeiler empor, sind über dem Erdgeschoss noch zwei Stockwerke hoch, und ihre Mauern, die sich in den beiden obern Stockwerken etwas weniges verdünnen, unten am Boden 5' dick. Fenster und Pforten befinden sich bei beiden, im Erdgeschoss keine; im südwestlichen Thurme nur eine einzige Pforte auf der gegen den Feind gerichteten Seite des ersten Stockwerkes, im südöstlichen, am meisten gegen die Schlucht vortretenden und zwar ebenfalls auf der gegen den Feind gerichteten Seite deren zwei, wovon die eine, im ersten Stockwerk, rechts an der anstossenden Seitenwand des Thurmes, die andere ebenso links im zweiten Stockwerk sich öffnet. Ein oder zwei niedrige und enge Fenster oder vielmehr Schlitze gehen in den beiden Stockwerken beider Thürme auf den innern Raum der Burg, d. h. den Hof. Die untere Pforte, im südöstlichen Thurm, hat unterhalb ihrer Schwelle zwei später nur roh eingebrochene Löcher zur Aufnahme von Balken für einen hölzernen Vorbau oder für eine Brücke. Wir haben solche Löcher schon mehrere Male an römischen Thürmen gefunden (Fig. 41, 47, 63). Unsere beiden Thürme zeigen ferner nicht die geringste Spur des Anschlusses an eine Mauer, sie standen somit vollkommen frei; vielleicht als Kernwerke kleinerer Umfassungen, die von einer Seite des Dreiecks zum andern ziehend, hier ebenfalls kleinere Abschnitte bildeten, und den zwischen ihnen gelegenen Eingang in die Burg in Flanke und Rücken nahmen. Auf dem sanft ansteigenden Terrain musste der Feind den Angriff bei dem ihm zunächst und am tiefsten gelegenen, südöstlichen Thurme beginnen, und dieser wurde in seiner Plattform von jener des südwestlichen, und beide von jener des nördlichen, bedeutend höhern Hauptthurmes, beherrscht. Dieser erhebt sich drei Stockwerke hoch über das Erdgeschoss, seine gegen den Hof gerichtete Pforte und zwei Fenster

neben derselben liegen im zweiten Stockwerke, dessen innerer Raum, wie die Abbildung zeigt, als Wohnung gedient hat. Wir

Fig. 92.



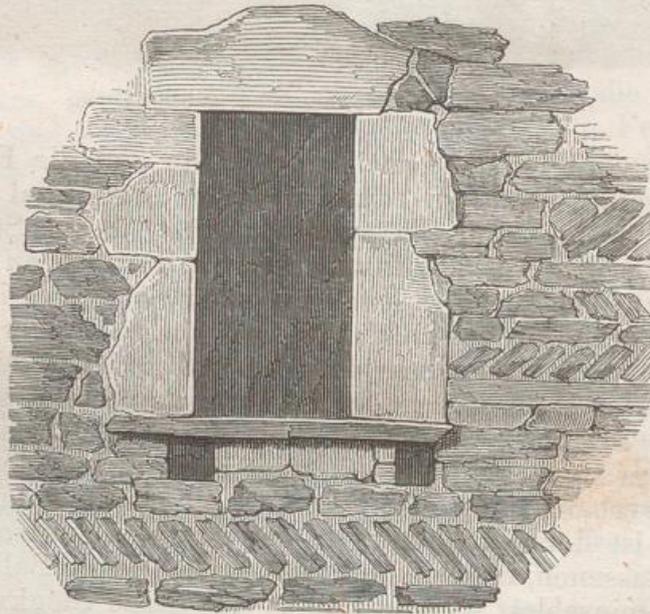
Innerer Raum des Hauptthurms auf Hohen-Rhätien.

sehen hier zuvörderst die Details der Pforte und die Fenster, die nicht überwölbt, sondern durch Platten horizontal überdeckt sind. Die Fenster- und Thürpfosten nebst ihrem Sturz stehen 3 bis 4" über die innere Laibung hervor, die sich an der Pforte weniger als an den Fenstern nach innen erweitert. Die Brüstung an den Fenstern ist so dick wie die übrige Mauer und oben nicht abgeschrägt. Der Feuerplatz eines Kamines, mit den Spuren vortretender Halbsäulen oder Pfeiler, scheint erst später, aber noch immer im Laufe des XII. Jahrhunderts, in die Mauer gebrochen, denn seine Verkleidung zeigt noch immer den ährenförmigen Steinverband, der um jene Zeit so häufig gefunden wird. Merkwürdig ist der Kaminmantel, der auf zwei horizontal in die Mauer eingelassenen, durch eine Pfette verbundenen Balken ruhend, sich zum Kaminschlott verengt und so das dritte Stockwerk durchziehend, bis zur Brustmauer der Plattform emporsteigt. Dieser keineswegs in der Dicke der Ringmauer angebrachte, sondern nur etwas Weniges darin eingelassene Schlott, scheint nicht gleichzeitig mit dem Kamin, sondern erst später hinzugefügt, nachdem ein kürzerer, in älterer Weise schräg durch die Mauer geführter, sich als ungenügend erwiesen. Seit dem Ende des XV. Jahrhunderts liegt Hohenrhätien in Trümmern und so trotz denn

dieser leichte, aus den dünnen und schieferigen Platten des hiesigen Baumaterials errichtete und reichlich mit Lehm und Mörtel überstrichene, frei an der Mauer hängende Bau, seit mehr als vierthalb Jahrhunderten, dem Schnee und den Stürmen des Hochgebirgs.<sup>1</sup>

Nicht minder merkwürdig als die Anordnung im Ganzen, sind die constructiven Verhältnisse der Thürme. Dass wir die Burg dem X. Jahrhundert zuschreiben, beruht hauptsächlich auf ihrer centralen Lage zur Ueberwachung mehrerer Alpenpässe. Von allen an der Churer Strasse gelegenen, ist sie bei weitem die wichtigste. Hiezu kömmt noch, dass sie schon im XI. Jahrhundert in Urkunden genannt wird. Wenn wir aber das Mauerwerk näher betrachten, so zeigt es uns eine vorgeschrittene Technik, wie sie anderwärts, bei Werken deren Erbauungszeit urkundlich als jene des XI. und XII. Jahrhunderts sich nachweisen lässt, keineswegs vorkömmt. Das Material ist ein sehr schieferiges Gestein, das in der Nähe gebrochen und in mehr oder weniger dicken Platten vermauert wurde; die Thürstürze und ihre Pfosten bestehen aus Findlingen. Horizontal gelegte Platten und ährenförmig

Fig. 93.



Die untere Pforte im südöstlichen Thurm auf Hohen-Rhätien.

<sup>1</sup> In constructiver Beziehung ist hier zu bemerken, dass die beiden hölzernen, durch eine Pfette verbundenen Träger des Kaminmantels nicht ganz 3' über die Wandfläche vortreten und mit ihrer übrigen Länge in der in dieser Höhe immer noch beinahe 4' dicken Mauer liegen; ferner dass solche Gerüste in zunehmender Höhe und Verjüngung, zum Behufe der Entlastung des untersten sich mehrfach wiederholen. Hudson Turner, in seiner Domestic Architecture (Oxford, bei Parker 1831), T. I. p. 84, bringt die Abbildung eines ähnlichen Kaminmantels zu Corden an der Mosel.

gestellte bilden wechselnde, durchlaufende Schichten. Die an ihren Stossfugen oft sehr splitterigen Platten sind in den horizontalen Lagern gut aneinander gepasst, in den ährenförmigen die oben und unten nicht zu vermeidenden Lücken durch kleinere Brocken sorgfältig ausgefüllt. Auf diese Weise sind denn auch die Find-

Fig. 94.



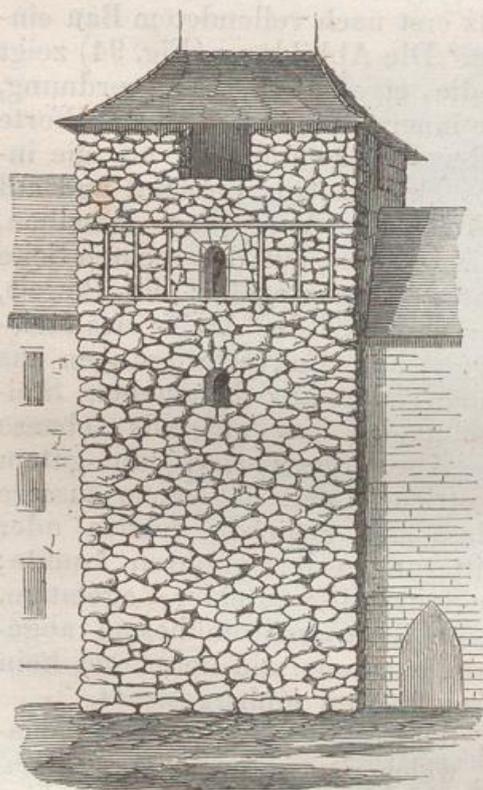
Die obere Pforte am südöstlichen Thurm.

linge an ihren in die Mauer reichenden, höchst unregelmässigen Flächen ganz gut eingepasst, die in der vordern Mauerflucht liegenden glattgemeisselt, sowie auch ihre, die Thürpfosten und Thürstürze bildenden Seiten. Bisweilen sind die  $2\frac{1}{2}'$  breiten und  $5'$  hohen Thüren an ihrem äussern Rande mit einem äusserst genau und sorgfältig gearbeiteten Falze umzogen (Fig. 94). Die Arbeit des Meissels, so spärlich sie hier vorkömmt, ist jener an den Burgen aus der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts weit überlegen. Wahrscheinlich wurde der Falz erst nach vollendetem Bau eingehauen. Die Abbildung (Fig. 94) zeigt ferner die eigenthümliche Anordnung, dass die innere Fläche der an die Pforte stossenden Seitenwand sich als die innere des Thürpfostens fortsetzt und auf diese Weise der Vorsprung desselben, sowie die Laibung auf der rechten Seite des Eintretenden wegfällt; ein Beweis, wie sehr man mit der Arbeit des Meissels gezeigt hat. Eckverfestigungen aus Findlingen oder aus behauenen Steinen finden sich hier nirgends, ebenso wenig Ueberreste von Ziegeln. Alle Fugen sind mit gutem Mörtel auf das Sorgfältigste ausgestrichen und die ganze äussere Mauerfläche so glatt gerieben, dass sich nirgends Schnee oder Feuchtigkeit sammeln und Verwitterungen herbeiführen konnte; nirgends sind Ritze oder auch nur Spuren irgend einer Vegetation. Die Thürme stehen, mit Ausnahme ihrer wohl mühesam abgebrochenen Plattformen und Zinnen, vor uns wie neu, und kein herabgefallenes Material ist an ihren Füßen umhergestreut.

Die Vermuthung liegt nahe, dass diese Thürme von comasinen Maurern gebaut wurden, welchen man noch jetzt in Italien den ährenförmigen Steinverband zuschreibt. Die Verbindung zwischen Oberitalien und Graubünden war schon in frühen Zeiten bedeutend, gehörte doch das Bisthum Chur bis in's IX. Jahrhundert unter die Metropole von Mailand. Wenn wir nicht schon während des fränkischen Zeitraumes jenen

comasinischen Maurern, oder vielmehr ihren Werken ausserhalb Italiens, begegnen, so mag sich dieses durch den neuen Aufschwung der städtischen Gemeinden, des Wohlstandes und somit auch der Gewerbe, sowie durch den häufigen Verkehr mit Deutschland, erklären lassen, was alles erst unter den Ottonen begann. Auch anderwärts, zuerst auf den nördlichen Abhängen der ganzen Alpenkette, begegnen wir den Spuren dieser Technik, welche sich im ährenförmigen Steinverband und in kundiger Verwendung unregelmässiger Findlinge, im Laufe des XII. Jahrhunderts nach Frankreich, England und bis in's nordöstliche Deutschland verbreitet hat. Noch in unsern Tagen wird der ährenförmige Verband an vielen Orten in Deutschland und in Frankreich gebraucht, namentlich dort, wo unregelmässige Geschiebe der Flüsse als Baumaterial dienen. Diese Ansichten von der Verbreitung der comasinischen Technik sprechen wir indessen hier nur als Vermuthung aus, um die Aufmerksamkeit auf diesen, für die Culturgeschichte keineswegs unwichtigen Gegenstand zu lenken.

Fig. 95.



Der Thurm zu Frauenfeld.

Der Thurm zu Frauenfeld (Kanton Thurgau), auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Murg, die hier aus einem Einschnitte des Gebirges in die Thalebene der Thur tritt. Nur der auf drei Seiten von neueren Gebäuden umschlossene viereckigte Thurm ist, seiner constructiven Verhältnisse wegen, der Gegenstand unserer Untersuchungen. Wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts der Sitz eines reichenauischen Dienstmannes,<sup>1</sup> fiel er mit dem kyburgischen Erbe an Habsburg und im Jahr 1460 an die sogenannten „sieben Orte“ der Eidgenossen. Mehrere dieser letztern Besitzer haben an der alten Burg so lange gebaut und geändert, bis sie ein gewöhnliches, grosses Wohnhaus geworden ist, das noch immer, unter dem Namen des Schlosses, die Geschäftslokale und Wohnungen einiger Beamten enthält und in dessen,

<sup>1</sup> Obgleich wir die Sagen niemals als historische Quellen betrachten, so können wir dennoch eine, auf Frauenfeld bezügliche, nicht wohl übergehen,

gegen die Stadt Frauenfeld gerichteten nordöstlichen Front, der obengenannte Thurm über das Dach des dreistöckigen Hauses emporsteigt. Der Grundriss des Thurmes ist quadratisch, aussen gemessen 29' 7" (Schweizer Maass) lang und breit. Die Dicke seiner Mauern beträgt 7' 2". Ohne Sockel und Absatz, sowie auch ohne Böschung, erhebt er sich zu einer Höhe von 64<sup>1</sup>/<sub>2</sub>', wo die Zinnen der Plattform ein einfaches Walmdach tragen. Ueber dem etwa 30' hohen Erdgeschosse (Verlies) befinden sich zwei Stockwerke und darüber die Plattform. Das erste Stockwerk, gegenwärtig zur Aufbewahrung der Cantonskasse dienend, hat auf drei Seiten ein 2' 3" breites, im Halbkreis überdecktes Fenster, auf der vierten, gegen die Murg gerichteten, ein bedeutend schmaleres oder vielmehr nur einen Schlitz. Die Pforte in dieses Kassengewölbe wird durch eines der gegen das anstossende Wohnhaus gerichteten Fenster gebildet, so dass man aus dem obern Stockwerke dieses Hauses unmittelbar in jenes Gewölbe gelangen kann, das andere Fenster ist zugemauert. Das zweite Stockwerk zeigt auf seiner äussern Seite die deutlichen Spuren eines späten, hier angebrachten hölzernen „Umgangs.“ Noch stehen mehrere an die Mauer befestigte senkrechte Balken als Träger der Schwellen, worauf sich sein Dach lehnte; ebenso sieht man auch noch die Löcher für seine Spriessen und Träger. Die auf denselben führende 2' 3" breite und unter dem Schlusssteine 5<sup>1</sup>/<sub>4</sub>' hohe Pforte, ursprünglich ein Fenster, wie das darunter befindliche im ersten Stockwerk, wurde wohl erst später — beim Baue des Umganges — eingesetzt und mit einem viereckigten Falze zum Behufe des Thoranschlages versehen. Es ist dieses die einzige Spur des Meissels am Thurme. Die Plattform hat auf jeder ihrer vier Seiten nur eine einzige 8' breite Scharte, in der Art eines Fensters, zwischen zwei Eckzinnen, die sich 5' über die Schartenbrüstung erheben; sie tragen den Dachstuhl. Die Dicke der Brustmauer oben auf der Plattform und der Zinnen beträgt 4'. Der Fussboden der Plattform hat einen Esterich. Eine schmale steinerne Treppe in der gegen die Murg gerichteten Ecke bildet die Verbindung mit dem darunter liegenden Stockwerke.

Der ganze Thurm, von seinem Fusse bis zum obern Ende der Zinnen ist aus grossen Findlingen — erratischen Blöcken — erbaut, die in jenen Gegenden der östlichen Schweiz häufig vorkommen. Durch ihr Herabrollen in die Schluchten und Tobeln des Gebirgs, an ihren Ecken und Kanten etwas abgerundet, sind sie in ihren unregelmässigen Formen nach Art der antiken Cyclopmauern ineinander gefügt, was um so schwieriger war, als hier weder Meissel noch Hammer die völlig unregelmässigen Flächen

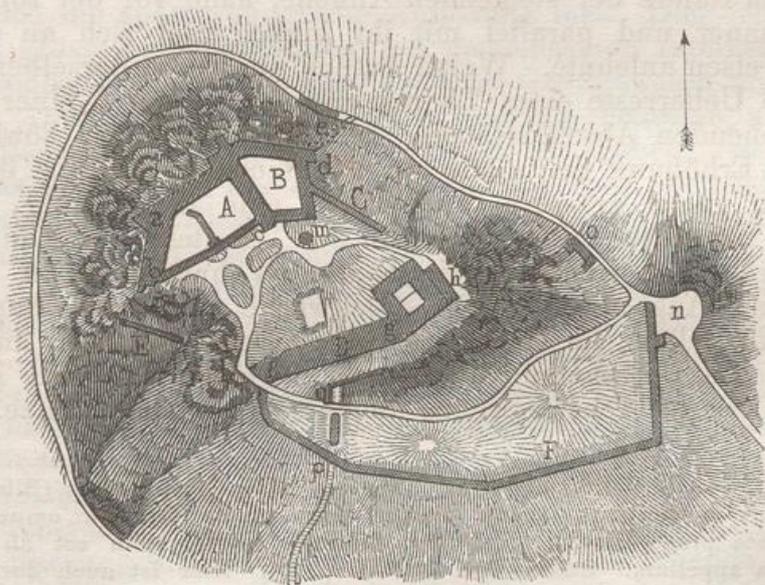
weil sie den Charakter eines hohen Alterthums an sich trägt. Eine „hochfreie“ Tochter, Besitzerin Frauenfelds, habe einen reichenauischen „Dienstmann“ geheirathet, und so sei der Thurm zu Frauenfeld reichenauisches Lehen geworden.

auch nur stellenweise geebnet. Horizontal durchlaufende Lager sind bei derartigen Blöcken unmöglich. Kleinere Brocken und dicker Mörtel füllen die Zwischenräume und die mannigfach aufeinander treffenden Fugen, ohne dass der Mörtel weit vortritt. Die äussere Mauerfläche zeigt somit nichts als, mehr oder weniger vorstehende, unregelmässige Blöcke. Die grössten und schwersten, bisweilen 5' lang und 3 $\frac{1}{2}$ ' dick, liegen unten und zunächst an den Ecken, nach oben zu nehmen sie ab, oben an den Zinnen sind sie meistens 1 bis 1 $\frac{1}{2}$ ' lang und 8 bis 10" dick. Die innere Füllung bilden kleinere Blöcke und Brocken, die innern Wandflächen aber Mauerwerk aus Bruchsteinen. Die Versetzung und genaue Einpassung so schwerer Massen, mehr aber noch die senkrechten Kanten des Thurmes, die ohne Randbeschlag und mit den zahlreichen, oft sehr weit, oft nur wenig vortretenden Buckeln, in der Entfernung gesehen, ohne die geringste Biegung nach Aussen oder nach Innen, als völlig senkrechte Linien sich darstellen, zeugen von der grossen technischen Gewandtheit der Maurer die sie erbauten. Obgleich keine schriftliche Aufzeichnung darüber Kunde gibt, so dürfen wir in ihnen die obenerwähnten comasinischen Werkleute vermuthen, vielleicht geben spätere Forschungen hier nähere Auskunft. Ueberall richtet sich die Bautechnik vor Allem nach dem vorhandenen Material. In der Umgegend der alten Klöster Reichenau und St. Gallen sind derartige Findlinge ungemein zahlreich. Aus ihnen sind die ältesten Burgen in den Kantonen St. Gallen und Thurgau, meistens Lehen der ebengenannten Klöster, erbaut. Bei der fortschreitenden Technik, seit dem Ende des X. und dem Anfange des XI. Jahrhunderts, kam der Randbeschlag an den Kanten und hin und wieder ein horizontal hergerichtetes Lager, besonders an den Ecken, später auch eine glatt gehauene und abgeschrägte Umrahmung der Pforten, Schlitze und Fenster hinzu, so dass derartige Thürme aus Findlingen keineswegs nur der frühesten Zeit angehören, sondern auch öfters als Werke des XI., XII., ja sogar des XIII. Jahrhunderts sich nachweisen lassen. Nicht nur grosse erratische Blöcke, auch kleinere, abgerundete Geschiebe der aus dem Hochgebirg tretenden Flüsse und Bäche wurden später, in horizontalen Lagern, wie schon von den Römern (Fig. 71) zu solchen Thürmen und Ringmauern verwendet, wie z. B. am Haardthurm bei Zürich und an der alten, nunmehr grösstentheils zerstörten Ringmauer der Stadt Arbon, beide sind aus dem XIII. Jahrhundert. Ein steinerner Thurm neben einem hölzernen Wohnhaus (wie sich von selbst versteht von einer Umfassung aus Erde, Holz oder Stein umschlossen), bildete, oft wie die oben pag. 214 erwähnte alte Aufzeichnung sagt, die ganze Burg. Später, wahrscheinlich erst im XV. Jahrhundert, gerieth man, übrigens nur in einzelnen Fällen, auf den Gedanken, das hölzerne Wohnhaus oben auf den massiven steinernen Thurm zu

setzen, und da es in der Regel breiter und länger war, die auf allen vier Seiten oder doch auf einigen, über die Mauerfläche vortretenden Theile desselben, durch hölzerne Büge (Spriessen) zu stützen und als „Umgang“ zu brauchen. Diese Einrichtung finden wir übrigens bis jetzt nur in Mammertshofen (Kanton Thurgau) und in der nahe dabei liegenden Steinenburg (Kanton St. Gallen); beide sind alte Sitze St. Gallischer Dienstleute; beide scheinen, in Gemässheit ihres Randbeschlages, dem XII. Jahrhundert anzugehören. Auf Mammertshofen wurde, laut Wapen und Inschriften, das aufgesetzte Haus im XVI. Jahrhundert wiederhergestellt und noch im XVII. bewohnt; jenes auf der Steinenburg bis in's XVI. Jahrhundert. Diese Häuser waren aus Backstein mit hölzernem Riegelwerk und durch ihre erhöhte Lage, wohl nur gegen das plötzliche Einbrechen kleiner, umher streifender Banden geschützt. Beide Anstalten geben ein Zeugniß von den Zuständen in dieser Gegend, während der Kämpfe des Stiftes St. Gallen gegen die Stadt und die Gotteshausleute.

Ebersteinburg (Grossherzogthum Baden). Die römischen Constructionen daselbst haben wir bereits oben betrachtet. Im Jahr 1080 kommt der Name zum ersten Male in Urkunden vor, und zwar als Stifter des Klosters Herrenalb, ein Beweis, dass das Geschlecht das sich nach dieser Burg nannte, schon damals mächtig und reich war. In Aufzeichnungen aus dem XIII. Jahrhundert erscheint das Ebersteinische als das älteste der schwäbischen Grafengeschlechter, <sup>1</sup> ein Zweig jener Grafen von Calw,

Fig. 96.



<sup>1</sup> Albert Bohemus, Dekan des Capitels in Passau, seit 1239 päpstlicher Legat in Deutschland, schreibt in sein Missir- und Notizenbuch vom Schlusse

als deren Rechtsnachfolger im Uffgau, seit dem Anfange des XII. Jahrhunderts, eine Linie der Zähringer unter dem Namen der Markgrafen von Baden erscheint. Auch die Technik zeugt von einem höhern Alter der Burg, so dass wir sie wohl unter die spärlichen Denkmäler aus der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts einreihen dürfen. Wir finden hier die alten, theilweise zerstörten, römischen Mauern, wieder benützt und am Grundrisse durchaus keine Aenderung. Dort, wo sich das römische Prætorium erhoben, stehen jetzt die Hauptgebäude der Burg A und B und zwar ihre nach Aussen gerichteten Seiten a d und a b auf römischen Grundmauern. Die nordöstliche Seite wurde durch eine dünnere Mauer C geschlossen, von welcher sich noch die Spuren erhalten haben. Die mächtige römische Schutzmauer mit dem später darauf gesetzten römischen Thurm g und der Abschlussmauer h sind noch ebenfalls unverändert. Zwischen dem westlichen Ende f, der Schutzmauer und den felsigten Abstürzen bei l windet sich noch immer der alte Weg in die Burg. Bei E sind noch die Spuren des westlichen Theiles der Ringmauer, die bei b an das Hauptgebäude sich anschloss. Der Brunnen m ist noch der alte römische; die aus der neuesten Zeit herrührende Schutthalden und Wege im Hof, hat der Künstler hier ebenfalls dargestellt. Aus dem X. Jahrhundert ist theilweise das Erdgeschoss der Wohngebäude A und B. Dem spätern Mittelalter und zwar dem XII. Jahrhundert gehören an: der den südöstlichen Abhang hinabsteigende Zwinger F, mit seinen Eingängen bei n und p, von wo aus eine innere Zwingermauer, in der Art eines Abschnittes, über den alten Reitweg und nach dem Rande der steigenden Anhöhe, nahe vor der römischen Schutzmauer und parallel mit ihr hinzog und sich an die östlichen Felsen anlehnte. Weiter östlich am Fusse derselben, bei o sind die Ueberreste eines Thores und bei e Spuren einer von B herabziehenden Abschlussmauer des alten Reitwegs, sowie endlich die Erhöhung der römischen Schutzmauer D. (Fig. 35), zur Deckung gegen grössere Wurfweiten; eine Einrichtung, die im spätern Mittelalter mit dem Namen des „Mantels“ bezeichnet wird.

Fassen wir nunmehr die beiden Wohngebäude A und B näher in's Auge: ihre obern Stockwerke sind nach Aussen zu von gekuppelten, im Halbkreise überdeckten Fenstern durchbrochen, deren Umrahmung nicht mehr vorhanden ist; zur Rechten und Linken der Fensternischen finden sich gemauerte Sitze. Diese

der 30er bis in die Mitte der 50er Jahre des XIII. Jahrhunderts (Biblioth. des lit. Vereins in Stuttgart, 1846): *Domus nobilium de Eberstein omnes Suevos generositate praecessit . . . Domus illorum de Eberstein est ab antiquis Chalwaria appellata.* Stälin, loc. cit. II. p. 20. Hier ist auch der Sage zu gedenken, die Crusius erzählt und wonach schon um die Mitte des X. Jahrhunderts einer der Ottonen diese Burg belagert hätte. Sie wurde von Uhland zu seiner bekannten Ballade benützt.

ganze Anordnung gehört wohl dem XI. Jahrhundert an. Weiter abwärts hingegen, wo das Mauerwerk unmittelbar auf den römischen Grundmauern aufsitzt, ist es viel roher, aus Bruchstein, ganz in der Art wie jenes ältere zu Fulda (Fig. 85), ohne Findlinge oder Felsblöcke, die hier, an der südöstlichen Ecke der Burg, in Menge umherliegen. Auch von eingeritzten Lager- und Stossfugen, in dem sehr reichlichen Verputz des Kellergeschosses, zeigt sich hier keine Spur, wonach wir schliessen, dass die erste Wiedererhebung der römischen Trümmer noch vor dem Ende des X. Jahrhunderts geschah. Die hart am Rande der steilen, oft überhängenden Felsen hinziehende äussere Mauerfläche der westlichen Seiten dieser Gebäude ist vollkommen unzugänglich und konnte somit nicht näher untersucht werden. Die südöstlichen, gegen den Hof gerichteten aber, sind, soweit sie über dem Boden stehen, viel neuere, gewöhnliche Bruchsteinmauern, mit Stücken neuerer, blassrother Ziegel. Der mit einem grossen dreieckigten Stein, als Thürsturz, überdeckte Eingang in den innern Raum des Gebäudes, ist aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, wo ein Einwohner aus dem zunächst gelegenen Dorfe jenen Raum für eine Sommerwirthschaft benützte.

#### Städte und Burgen des X. Jahrhunderts in Frankreich.

Während bei den ungemischten germanischen Stämmen, in ihrer Verbindung als Reich, unter den sächsischen Kaisern, Macht und Bildung sich schnell und ruhmvoll entwickelten, dauerte in Frankreich die spätcарolingische Auflösung fort. Hier fehlte das Element grösserer Volksstämme mit gemeinsamen Interessen und gemeinsamem Recht. Kein angestammtes Gefolgewesen und keine ständige Dienstmansschaft scheinen hier die Extreme zwischen Wehrhaften und Leibeigenen vermittelt zu haben, sie traten durch das Lehenwesen nur um so schroffer hervor, vielleicht auch, dass ein keltisches Element sich hierin kund gibt. Das Krongut schon früher zur Gewinnung, oder durch die Uebergriffe der Grossen bedeutend gemindert, reichte für zahlreiche kleinere Lehen nicht mehr aus und diese waren das einzige Mittel, ein Heer zu erlangen. Der Lehensträger erbaute sofort, auf seinem Lehensgut, eine Burg, bei kleinen Lehen oft nur einen einzigen Thurm, und zwar aus Holz. Viel bedeutendere Mittel als der König hatten für solche Werbungen die grössern Vasallen durch die Ertheilung von Aferlehen, daher die grosse und schnelle Vermehrung derselben, nebst den dazu gehörigen Burgen, und die völlige Trennung der Bevölkerung in eine gedrückte und in eine drückende Klasse; daher der Untergang alles Nationalgeföhles in den ununterbrochenen Fehden der Grossen und der Strassenraub bei den Kleinen,